

Abonnements
werden beim Verlag und dessen
bekanntesten Agenten entgegen-
genommen, und zwar zum
voraus zahlbaren
Wierteljahrespreis von:
Mk. 4,40 für Deutschland (direkt
per Post-Gewehr)
Mk. 2,75 für Oesterreich (direkt
per Post-Gewehr)
S. 1. — für alle übrigen Länder
des Weltverkehrs (Kontingent).

Inserte
die dreizehnpennige Zeitschrift
3 Pence — 25 Pfg. — 30 Mk.

Der Sozialdemokrat

Organ der Sozialdemokratie deutscher Zunge.

Erscheint
wöchentlich einmal
in
London.
Verlag
der
German Cooperative Publishing Co.
E. Bernstein & Co., London N. W.
114 Kentish Town Road.
Postsendungen
franko gegen franko.
Gewöhnliche Briefe
nach England kosten Doppelpost.

N. 6.

Bestelle an die Redaktion und Expedition des in Deutschland und Oesterreich verbotenen „Sozialdemokrat“ wolle man unter Beobachtung äußerster Vorsicht abgeben. In der Regel führt man auf die Briefe nicht direkt, sondern an die bekannten Postadressen. In postschwierigen Fällen eingeschrieben.

10. Februar 1889.

Parteienoffen! Vergesst der Verfolgten und Gemäßigten nicht!

Verdiente Züchtigung.

Unter dem Titel: „Die Dynastie Bismarck“ veröffentlicht die „Contemporary Review“ (zeitgenössische Rundschau), eine der angesehensten englischen Zeitungen, in ihrer Februarnummer einen Artikel, der ein wichtiger Schlag ist aus den Reihen Derer, die hinter die Kulissen schauen, gegen den allmächtigen Kanzler des deutschen Reiches und seinen hoffnungsvollen Sprößling. Höher hinauf wollte der anonyme Verfasser augenscheinlich nicht gern schlagen, aber um die Anstellung, welche die Dynastie Bismarck unter dem zweiten Wilhelm einnimmt, zu erklären, mußte er auch auf dessen Gesinnung und Charakter einige Streiflichter werfen, von denen mit Fug und Recht gesagt werden kann: sie genügen.

Im Wesen der Sache freilich folgt der Artikel keinem, der den Vorgängen am preussischen Hofe in der letzten Zeit aufmerksam gefolgt ist, etwas Neues. Daß Herbert Bismarck seinem Vater im gleichen Maße an Befähigung nachsteht, wie er ihn an Rohheit der Gesinnung und Brutalität im Gebahren übertrifft — man bedenke, was das heißt — weisen in Deutschland die Spähen von den Dächern; daß Wilhelm II. mit Herbert Bismarck zur Zeit „ein Herz und eine Seele“ ist, hört die Replikenspreß nicht auf, uns zu erzählen und durch Thatsachen zu belegen, und die Äußerungen Bismarcks für seinen ältesten Sprößling gibt sich in unzähligen, mündlich und schriftlich erfolgten Reflektamenten des Vaters über den Sohn kund. J. W.: „Herbert ist der Größte von uns“ — soll heißen, er ist der „Schneidigste“. „Wenn ich soviel gearbeitet hätte, wie Herbert, so wäre vielleicht etwas Rechtes aus mir geworden.“ Wäre die Bescheidenheit, die aus diesen Worten spricht, nicht gar so — ergreifend, man könnte beinahe über die Vaterliebe, die solcher Leistungen fähig ist, Thränen vergießen: Jedenfalls fühlt der Hörer oder Leser die Mühsal und ist nicht verstimmt.

Der Schluß des Artikels der „Contemporary Review“ verläuft in einer keineswegs sehr geschickten Herberberichtigung der Mutter des heutigen deutschen Kaisers. In dieser Hinsicht läßt der Artikel vermuthen, daß sein Verfasser kein Politiker ist. Inwiefern wir haben hier nicht mit ihm zu polemisieren — das können wir den Bismarck'schen Replikanten überlassen — vielmehr wollen wir aus dem thatsächlichen Material, das er zur Kenntnismachung der heutigen Nachfolger in Deutschland bietet, das Wichtigste auszugeweiht unsern Lesern zur Kenntnismachung bringen, da die deutsche Presse aus bekannten Gründen diesmal „stum ist wie das Grab“.

Ein bezeichnender Ausdruck.

„Jetzt werden sich die Interessirten nicht mehr in unsere Politik einmischen!“ Das — abgesehen davon, daß das Wort „Interessirte“ für ein anderes gefehlt ist, das zu gemein ist, um es wiederzugeben — war der charakteristische Ausdruck, der sich, als Kaiser Friedrich starb, den entzweiten Lippen des Grafen Herbert Bismarck entrang. Die Bemerkung war ebenso bezeichnend als charakteristisch. In der Form wie im Inhalt gab sie getreulich der barbarischen Verachtung der Frau Ausdruck, welche einen der dunkelsten Schatten bildet, die die germanische Rasse dem Blut- und Eichen-Regiment verbannt.

Damit beginnt der Artikel und führt sofort einen treffenden Hieb gegen die sich ihres Germanenthums rühmenden Kauf- und Saubolden Bismarck'schen Kaiser oder Bismarck'scher Schule durch den Hinweis, daß gerade bei den alten Germanen die Frau eine außerordentlich einflußreiche und geschickte Stellung einnahm.

Des Stüdes „Selber“.

Zur Sache selbst übergehend, heißt es dann: „Graf Herbert Bismarck, der Mittelpunkt der Handlung des jetzt soeben erschienenen Dramas, das unheimliche Schicksal zu Ende gezeichnetes Stück, ist der Sohn seines Vaters. Dies ist sein einziger Verdienst, denn sein Vater hat das Glück, Hausmeister des neuen deutschen Reiches zu sein und Graf Herbert ist sein Erbe. Der Wunsch, Graf Herbert die Erbfolge der Kanzlerschaft zu sichern, ist der Schlüssel zur Politik des Fürsten Bismarck, ohne den dieselbe als ein unerklärliches Gewirre von Anstalten und selbst Banalitäten erschiene. Bis vor wenigen Jahren war es der Stolz und der Ehrgeiz des Fürsten Bismarck, sein hohes Amt einzig im Interesse seines Königs und Herrn zu führen.“ (V. Med.) Er war nur der erste Diener der Hohenzollern und verurtheilte schonungslos alle Ministerverantwortlichkeitstheorien, die auf die Herausbildung eines „konstitutionellen Hausmeiertums“ hinausliefen würden, das „noch mächtiger wäre, als das zur Zeit der schattenhaften karolingischen Könige“. Aber das Bild sollte sich bald ändern.

Das vorgerückte Alter Kaiser Wilhelms, und die theilweise Abdankung des alten Kaisers nach dem Kobling-Attentat erhöhten die Macht des Reichskanzlers in ungeheurer Weise. Aus dem Großpöbel eines schwer zu behandelnden Sultans wurde er im vollsten Sinne des Wortes der Hausmeister. Wenn ihm kein Ausdruck zugelassen wird, der dem famosen „Der Staat bin Ich“ des französischen Monarchen entspricht, so einfach deshalb, weil er es nicht zu lange drückte. Er handelte in diesem Sinne. Er schloß und löste Bündnisse. Er erklärte dem Papst den Krieg, und er setzte die Kapitalisationsbedingungen auf, auf Grund deren er Frieden schloß. In der inneren wie in der äußeren Politik bestimmte der Wille Bismarck's. Wenn der alte Kaiser in einigen unbedeutenden Nebenachen persönliche Berücksichtigung seiner Wünsche durchsetzte, so ließen diese Ausnahmen die enorme Regierungsbahn, über die Bismarck als Erster herrschte, um so deutlicher in ihrer Ausdehnung erkennen. Die Hohenzollern durften den Hausgarten verwalten, Bismarck aber war als Oberverwalter Herrscher über das ganze Gut.

Das hatte aber seine Replikanten.

Bismarck's Ahnungen.

Fürst Bismarck, obwohl der Höchstehende in Deutschland, ist nicht unsterblich. Er altert, und er altert schnell. Er ist am 1. April 1815 geboren und daher in seinem 74. Jahre. Wie manche Leute von energischem Charakter glaubt er das Privileg zu besitzen, das Datum seines Todes zu wissen. Er ist überzeugt, daß er nicht vor 1890 sterben wird. Er wird 1894 nicht überleben. Wie lächerlich man auch die Ansicht finden mag, daß selbst ein Reichskanzler kein Horoskop mit solcher Sicherheit zu stellen vermag, daß er das ungefähre Datum seines Todes in solcher Weise ansetzt, die Thatsache ist unbestreitbar, daß Fürst Bismarck diesen Glauben hat und darnach handelt. Das Leben ist für ihn kein unbegrenztes Gut, das bis in eine entfernte Zukunft dauert. Er wird vor Ablauf 1894 ein für allemal damit abgeschlossen haben. Diese zwei Faktoren gegeben — erstens, der Besitz absoluter Macht, und zweitens, das Bewußtsein, daß er sie in spätestens fünf Jahren abgeben muß — war es unvermeidlich, daß er sich nach einem Nachfolger umschauen mußte. . . .

Wer soll das Reich erben?

Es wird nun darauf hingewiesen, wie Bismarck im Laufe der Jahre Alles gethan, seine Stellung so zu gestalten, daß er keinen Nachfolger zu fürchten habe, daß seine Stelle für einen fähigen Sterblichen, der nicht den Ruf des unübertrefflichen Staatsmannes genießt, des Guten zu viel biete. Wenn im Wiener Hof die Königin stirbt, so wird aus einer der vorhandenen Personen, aus der sonst eine gewöhnliche Arbeitsweise ausgesprochen wäre, schnell eine andere Königin auserwählt, aber „die Kunst, aus einem Beamten einen Staatsmann zu machen ist, noch nicht in ein System gebracht.“

Fürst Bismarck entfernte sich indes in der Suche nach einem Nachfolger nicht über die Schwelle des eigenen Hauses. Wahrscheinlich war es nicht sein bewußter Voratz, eine Dynastie zu gründen. Viele unserer wichtigsten Handlungen geschehen unbewußt. Bewußt oder unbewußt, Fürst Bismarck folgte dem Beispiel aller Dynastiegründer seit Menschen-gedenken. Er wählte zum Erben seinen ältesten Sohn; und sein Streben, Graf Herbert die Nachfolge im Kanzleramt zu sichern, ist der geheime Schlüssel zum Verständniß der jüngsten Vorgänge, die Europa in Entrüstung versetzt. Es ist ein neuer Erbfolgekrieg, der unter dem dünnen Schleier konstitutioneller und gesetzlicher Formen geführt wird, ein Bismarck'scher Krieg zum Zweck der Begründung einer Bismarck-Dynastie, in der Otto der Erste zum Nachfolger hat seinen Sohn Bismarck den Zweiten.

Herberberichten.

Bevor Graf Herbert zur Heranbildung auserwählt ward, galt er als ein ziemlich abelberückelter Vertreter seiner Familie. In seinen Jünglingsjahren war er in Bonn wegen einer Frau in eine Standes-Affäre verwickelt worden, aus der er sich mit dem Degen hatte heraus-bauen müssen, bei welcher Gelegenheit er in dem Duell, das zum Glück für keinen der beiden Theilnehmer fatal ausging, als Aushenke einen Hieb über den Kopf erhielt. In jenem Kavallerie-Gefecht, von dem die „Kölnische Zeitung“ behauptet, daß es dem niederstürzenden Telegramm ausgeschrieben ist, das von Sir Morier aus Livorno an Vagaine gelangt sei, erhielt er eine Wunde in den Schenkel. . . . Nach dem Kriege that er nichts, von sich reden zu machen, bis er in einer großen Standes-Affäre eine Rolle spielte, die seine Meinung von den Frauen noch verstärkte. (Die Karolath-Geschichte ist gemeint. Red. d. Soz.) Die Frau ist in den Augen des Barbaren ein Mittelglied zwischen einer Milchmädchen und einer Hausfrau. So niedrig dieses Ideal sein mag, so ist es doch noch höher als das, wo sie nur als Mittel gilt, die Wollust des Ehebrechers zu befriedigen.

Nach diesem Seitensprung mußte sich Graf Herbert an die Arbeit machen, und entwickelte in ein oder zwei Jahren eine große Befähigung für den höheren Staatsdienst. (Folgt eine kurze Skizze von Herberts großer diplomatischer Laufbahn, bis er es 1887 zum wirklichen Staatsminister brachte.) Seine Bedeutung leitete sich indes einzig von seinem intimen Verhältnis zu seinem Vater her. Außer dem Hausmeister und seinem Erben zählte niemand auch nur das Geringste in Berlin, und der Erbe zählte nur, weil er gleichzeitig seines Vaters Mädchen für Alles (factotum) war.

Der Störenfriedrich und Bismarck's Verlegenheit.

In dieses Idyll sah im Frühjahr 1888 der plötzliche Tod des alten Wilhelms wie ein Blitz aus heilem Himmel ein, und es begann die Dreimonats-Herrschaft des sterbenden Friedrich III., die jetzt ein so lautes und unwürdiges Nachspiel hat in der Achtung der Freunde desselben und in der Verfolgung Aller, die in Wort und That dem dritten Friedrich gegen den zweiten Bismarck beigestanden.

Als der alte Kaiser starb, erfüllten einen Augenblick peinlicher Zweifel und Unentschlossenheit des Hausmeisters Gemüth. Was war zu thun? Wie lange würde Kaiser Friedrich leben? War überhaupt ein Kaiser Friedrich möglich? Vom Standpunkt der Dynastie Bismarck erschien es sicher wünschenswerth, daß die Erbfolge direkt vom Großvater auf den Enkel überging, denn der junge Mann war in der Bismarck'schen Tradition aufgewachsen. Er war ein Produkt der Blut- und Eichen-Epoche. Mit ihm hatte, wenn er nicht schände hintergangen war, der allmächtige Reichskanzler verschiedene wichtige und bindende Abschlüsse gemacht nach dem Prinzip von do ut des (Eine Hand wäscht die andre.) Der Vater dagegen war kein Bismarck-anhänger. Er nahm sich unter den preussischen Junkern aus wie ein kultivierter Athener unter krieglustigen Spartanern. . . . Von allen Unterthanen des alten Kaisers empfanden wahrscheinlich der Kronprinz und die Kronprinzessin vor der brutalen Rohheit des Grafen Herbert den größten Widerwillen. Man kann sich leicht vorstellen, wie stark die Verführung war, die der Gedanke an den Krebs nahe legte, der an der Kehle des Kranken von St. Remo fraß.

Ein Uridiottelegramm.

Wenn Bismarck verhindert, daß Friedrich den Thron bestieg, schlug er somit zwei Fliegen mit einer Klappe. Er setzte einen unangenehmen Gegner matt und verpflichtete sich einen ohnehin gewonnenen Freund. Wie löste der Kanzler das Dilemma? Der Verfasser äußert sich nur negativ. Er gibt eine gegen Bismarck erhobene Anklage wieder, aber er macht sie nicht zu seiner eigenen, bezieht sie vielmehr als ein Produkt wahnsinnigen Hasses. Aber er thut nichts, sie zu widerlegen, sondern gibt sich auf zwei Seiten alle Mühe, Entschuldigungsgründe für den Herrern anzugeben, wenn er so gehandelt, wie die Anklage von ihm behauptet. Oder vielmehr, er sucht die behauptete böse Absicht zu motivieren, die That selbst bestreitet er nicht, sondern bekräftigt sie ausdrücklich.

*) Wörtlich: Ich gebe, damit du gibst.

Hören wir also:

Durch den Hof verblendete Gegner klagen Fürst Bismarck an, er habe absichtlich Kaiser Friedrich in den Tod getrieben, um sein Ziel zu erreichen. Sie behaupten, daß, als der Reichskanzler Friedrich III. mitten im Winter von San Remo nach Berlin kommen ließ, er darauf rechnete, daß die unvermeidlichen Zufälle während der Reise den Lauf der Krankheit beschleunigen würden. Denn — so fragen Diejenigen, die den Kanzler jeden Verbrochens für fähig halten, das seine Sache fördert — welchen vernünftigen Grund sonst konnte Fürst Bismarck haben, wenn er erklärte, er könne nicht für die Folgen antworten, wenn Friedrich mitten im strengsten Winter über die Alpen komme? Von zwei Dingen eines: entweder der Kaiser lehnte ab, in welchem Falle die Fürsten vielleicht eine Regentenschaft proklamirten hätten, oder er ging — was auch erfolgte — nach Berlin, in welchem Falle er unterwegs sterben konnte. Jeder der beiden Fälle hätte dem Reichskanzler gepuht. Wie wir wissen, passirte keiner von beiden. Der Kaiser überstand die Reise besser, als man erwartet hatte, und Bismarck ging, als er ihn sah, so weit, zu erklären, daß gar kein Grund vorgelegt habe, die Reise nach dem Norden zu unternehmen. So leicht ist es für Staatsmänner, sich nach den Ereignissen, wenn ihre Pläne mißlungen, einzubilden, daß sie vollständig mißverstanden worden.

Es folgt nun die „Verteidigung“ des Kanzlers gegen den „Verdacht, der zu ungeheuerlich ist, um von Jedem anders geglaubt zu werden als von denen, die an dem Schmerz der Bismarck'schen Hiebe krank.“

Hierüber kein Wort mehr. Halten wir uns an das positive Gesagte, daß Friedrich III. nicht aus freiem Willen sofort aus San Remo nach Berlin fuhr, sondern erst nachdem Bismarck telegraphirt, daß er — der Kanzler — für nichts stehe, wenn er nicht komme. Das genügt, alles Andere ist Nebensache. Unternahm Friedrich III. aus eigenem Antrieb die Reise, so ist darüber nichts zu sagen, er hatte die Folgen selbst zu tragen. Wenn aber ein Anderer einen Schwerekranken zu einer solchen Reise zwingt, dann weiß Jeder, was er von dessen Interesse für denselben zu halten hat.

Bismarck's Alpträumen.

„Den Einfluß der Kaiserin Viktoria hatte er stets als seinen speziellen Blauen feindlich betrachtet. Dieser Einfluß war ihm maßgebend, und Niemand versuchte zu sagen, wie lange er dauern konnte. Daß eine Frau, und diese Frau eine Engländerin, und diese Engländerin liberal und von fortschrittlichen Ideen erfüllt, hauptsächlich durch den Kaiser von Deutschland in ihre Hand bekommen, den Herrscher des Herrschers über Deutschland kontrolliren sollte, genügte allein, dem Kanzler Alpträumen zu verursachen. Aber was konnte er thun? Seine Dynastie sah noch nicht fest genug, um an die gewaltthätige Absetzung Friedrich's III. denken zu können. Und doch mußte, wenn der Kaiser nicht bald starb, jede Hoffnung erlöschen, Herbert die Nachfolge zu sichern. Darüber erhielt er sehr bald durch ein praktisches Experiment Klarheit. Er sandte wiederholt seinen Sohn und berechnigten Erben in Geschäfts-sachen zum Kaiser, um erfahren zu müssen, daß Friedrich III. sich weigerte, mit Jedem anders als dem Kanzler selbst zu verhandeln. Fuhr der Kaiser fort zu leben, so war daher der Traum des alten Kanzlers durchkreuzt.“

Wald sollte aber eine noch schlimmere Furcht des Kanzlers Gemüth plagen. Wie, wenn Friedrich eines Tages auch auf seine Wittivertung verzichten würde? Bei den großen prinzipiellen Meinungsverschiedenheiten zwischen Beiden mußte es sehr bald zum Bruch kommen. Kein Wunder daher, wenn der Reichsgewaltige inständig wünschte, der Krebs möge sich decken. Sehr gut heißt es im Artikel:

„Daß solche schlimme Gedanken in den verborgenen Winkel des Gehirns des großen Preußen sich einmisten konnten, ist sicher. Fürst Bismarck ist ein Mann, dessen Gemüth und Alles, was es erfüllt, beständig, gleich einem auf die Glockenheide einer Laterna magica gemalten Bilde, auf einer riesigen, über ganz Deutschland schwebenden Wand aus weißem Papier sich vergrößert wieder spiegelt. Wie eine Verbindung von Mikroskop und Laterna magica ihren Handhaber in Stand setzt, das große Publikum dadurch in Grauen zu versetzen, daß er auf die weiße Wand alle die Thierchen erscheinen läßt, die in jedem Tropfen Trinkwasser kriechen und wibbeln, so läßt uns die offizielle und offizielle Presse Deutschlands alle die Keime und Sporen und unansehnlichen Dinge sehen, die in den niederen Regionen des Bismarck'schen Hirns nisten oder zu nisten scheinen. Die Replikenspreß ist des Kanzlers Laterna magica, bei der die auf einander folgenden Gedanken die Glasscheibe bilden und durch die Linse vergrößert werden. Diese Blätter machten während der ganzen Dauer der Herrschaft Kaiser Friedrich's seinen Hohn und ihrer erbitterten Feindschaft.“

Engelbicht regnete es Verleumdungen über den todtkranken Kaiser und insbesondere dessen Frau.

Wenn es denn sein muß, Herr, so nimm' dies Opfer.

Friedrich III. fühlte sein Ende nahen und wollte wenigstens einen ungewöhnlichen Beweis der „liberalen und fortschrittlichen Politik“ geben, „der er von Jugend an zuneigte“, und beschloß daher, den pfäfflich gesinnten Wahlkorruptions-Minister zu verabschieden.

Bismarck war in einer großen Verlegenheit. Batty hatte ihm große Dienste geleistet, die schmerzhafteste Arbeit, zu der sich sonst Niemand fand, mit Bergnügen verrichtet, sollte er ihn jetzt ruhig fallen lassen? Oder sollte er erklären: Mit diesem, meinem getreuen Knappen, stehe oder falle ich! Auf ein paar Wochen wäre es nicht angekommen, aber wenn Friedrich noch Monate, vielleicht ein Jahr lebte? Bismarck's Entlassung war ein populärer Schritt. Und der „eiserne“ Kanzler wurde plötzlich unentschlossen wie ein junges Mädchen.*

Das deutsche Publikum wird wahrscheinlich sehr überrascht sein, wenn es vernimmt, daß Bismarck so unsicher darüber war, was zu thun, daß einen Tag, bevor der Kaiser das Entlassungs-befehl unterzeichnete, der Kanzler ihm dazu rief, aber den Tag, nachdem es erschienen war, von seiner Ansicht zurückkam und erklärte, der Kaiser sei zu weit gegangen. Wenn irgend Jemand an hoher Stelle dies zu leugnen wagt, so ist es sehr einfach, die Richtigkeit dieser Behauptung zu prüfen. Kaiser Friedrich lebte erst wenige Tage vor seinem Tode mit seinem Tagebuch auf. In dieses Tagebuch schrieb er alle wichtigen Ereignisse seines Lebens nieder. Wenn die Einträge vor und nach der Entlassung Bismarck's geprüft werden, so werden sie voll und ganz bestätigen, was hier über Bismarck's Schwanken und Unentschlossenheit gesagt wird.

Je nun, wenn Simon mit dem Weinmann der Felsenfeste (Petras) seinen Herrn dreimal verleugnete, bevor der Hahn jacobinisch gekräht, warum sollte der Kanzler sich um Batty's willen eifern

*) Das wichtigste Argument verliert der Verfasser. Abtreten blieb den Replikenspreß aus der Hand geben. Nur einige Monate ohne diesen Segen, und was mußte aus — Deutschland werden? Und dann, die fatale Abrechnung?

zeigen, wo Gefahr im Verzug? Hinterher ging ja auch Petrus hinaus „und weinte bitterlich“.

Der schwarze Mann, und wer hinter ihm steckt.

Die für das deutsche Volk interessanteste und lehrreichste Mittheilung ist die auf die Battenberger Heirath bezügliche. Sie zeigt, wie schamlos das Volk belogen wird von ihnen, die seine treuen Sachwalter zu sein vorgeben. Man schwebelt ihm vor, das Wohl und Wehe des Vaterlandes stehe auf dem Spiel, und es ist nichts in Frage als die Laune eines halbverrückten Prinzen.

Allgemein glaubt man, der Einspruch wider die Heirath sei auf Bismarck's Abneigung, Rußland in irgend einer Weise drei-Monats-Regierung geschrieben worden. Wie sich nun umbelegen finden, daß, wie oft in solchen Fällen geschieht, der öffentlich kundgegebene Grund durchaus verschieden ist von dem wirklichen Motiv. In öffentlichen und amtlichen Dokumenten sprach Fürst Bismarck von Gründen des Staatswohls, von der Gefahr, Rußland zu beleidigen u. s. w. In vertraulichen Kreisen hieß er eine ganz andere Sprache. Der wirkliche Grund, weshalb die Battenberger Heirath verboten wurde, war, weil der junge Kronprinz als ein von der Art der Vermählung, auf Grund welcher er sich verpflichtete, Bismarck zu unterstützen, gefordert hatte, daß Bismarck seinerseits die Heirath seiner Schwelger mit dem Prinz Alexander verbiete. Das Motiv des bismarckischen Einspruchs in die Heirath der Schwelger soll ein rein persönliches sein. Fürst Bismarck stand zum Handel und Hintertrieb das Aufgebot. So sehr er auch alles von dem kaiserlichen Jutand abhängig, daß angeblich wurde, es solle außer einem formellen Protest keine Schwierigkeit erhoben werden, wenn der Kaiser bis zum Sommer leben bliebe und eine geheime Ehe in Hamburg geschlossen würde.

„Das glaubten wenigstens die Bismarck'selbst geistigt, aber so eingewurzelt ist das Mißtrauen, das Bismarck selbst hegte, daß sogar geglaubt wurde, er rathte zur geheimen Heirath, um sich einen Vorwand zu schaffen, die Regentenschaft zu proklamiren.“

Daß der Vater der geschätzten Telegrammaleser solcher Mittel fähig, daran zweifelt kein Mensch. Fraglich ist nur, ob er im Ernst sie für nöthig und zweckmäßig gehalten.

Schon heraus mit — Wilhelm II.

Friedrich III. starb, und nun triumphierte die Dynastie Bismarck. Großherzogthum ist keine Bismarck'sche Angelegenheit. Er hatte triumphiert, aber das genügt nicht, ihn für die ansehnliche Angst zu entschuldigen. Es mußten alle bestraft werden, die in irgend einer Weise mit dem Fürsten in Verbindung gestanden, der es gewagt hatte zu glauben, Deutschland könne fortexistiren, auch wenn kein Bismarck mehr Reichskanzler sei.

„Wer ist im natürlich die „Engländerin“ dran.“ Die gütigen Akten der reaktionären Presse nahmen kein Ende. Sie, deren Lage allgemeine Sympathie hätte erwecken müssen, sah sich hohlt, demüthigt, erwiderte. Selten ward das so voo viest! (Wehe den Besiegten) unbarbarischer bekräftigt. Die Kaiserin hatte gewisse Kammerfräulein, die ihrem Manne gehörten, in ein Band in Sicherheit gebracht, wo Demüthigungen zum Zweck der Beschlagnahme von Papieren nicht zu den Alltäglichkeiten des Tages gehören. Sie wurde unter Androhung pekuniärer Bedrückung gezwungen, nicht der deutschen Regierung (d. h. Bismarck) auszuliefern. Warum nicht? Dem Sieger gehört die Beute.

„Alles natürlich „mit allerhöchster Genehmigung“ des liebenden Sohnes, den die Bismarck'sche geistigt „trainirt“ hat.“

Der neue Kaiser — Wilhelm der Zweite — ein bismarckischer Erlaubter Mensch — aufgezogen unter dem Zauber der bismarckischen Erziehung — erwieis sich als des Meisters würdiger Schüler. In seinen ersten Jugendjahren, solange er im väterlichen Hause wohnte, war er ein gelehriger und pünktlicher Schüler gewesen. Erst als er, 16 Jahre alt, auf die Universität nach Bonn kam, begann die Entfremdung, die so bittere Früchte gezeitigt. Die Offiziere der Bonner Garnison schmeichelten dem jungen Bismarck, erfüllten sein thörichtes Ansehen mit dem Traum, die Rolle eines zweiten Friedrich der Große zu spielen, und ließen einen Geist selbstbelügelnden Ehrgeizes, dessen Ziel erst später erkannt werden wird. Als seine Eltern verstanden, der Wirkung dieses moralischen Giftes ein Ende zu machen, erlaubten ihm seine Kameraden, ihren Warnungen zu trotzen. Er bezog seine Einflüsse nicht vom Vater, sondern vom Großvater, und der Beifall Bismarck's war ihm mehr als die Liebe und Achtung seiner Mutter. Das schließliche Resultat war, daß er noch Bonn verließ, er sich schon als eine Person im Staate betrachtete. Er hatte seine Freunde, seine Partei und — in der Armee — seine „Gegner“, deren Beförderung er postulierte, und die als Gegenleistung seinen Interessen dienbar waren. Auf sein eigenes Advancement bedacht, neidisch auf die Anerkennung der Leistungen Anderer, empfand der junge Prinz, der würdige Schüler eines jüdischen Meisters, keine Bedenken, ob moralisch oder auch bloß des Geizhals, seine Mutter nach Herbert Bismarck's Anweisung zu behandeln.

Genug für heute. Wir könnten das Bild, das sich in diesen Auszügen dem Leser entrollt, noch durch mancherlei bezeichnende Kapitel ergänzen, — so z. B. „Der Industrialismus der Bismarck-Dynastie“, „vom Prinzip der Industrialismus gelernt hat“, u. s. w. — allein wir wollten ja hier nur wiedergeben, was in der „Contemporary Review“ gesagt wird.

Bismarck soll für Deutschland sofort ein Verbot der betreffenden Nummer der Zeitschrift erlassen haben (wohl eine Beschlagnahme), und ebenso sollen die Zeitungen den Wink erhalten haben, ja keine Auszüge aus der „Schmähchrift“ abzubringen. Sogar die Revillonpresse zieht es vor, mit einigen leßenden Worten schnell über den unangenehmen Gegenstand hinwegzulaufen, als durch eine Polemik die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf ihn zu lenken. Das zeigt, wie sehr er den Kaiser auf den Kopf getroffen, und daß die ausgeheilten Hebe tief nageln. Für die Welt, in der Bismarck lebt und die sein Tribunal bildet, ist der Artikel eines anerkannt „respektablen“ Blattes von hundertmal größerer Wirkung, als ein hundertmal schärferer Artikel eines „Amsturz“-Blattes.

Der Verfasser der „Dynastie Bismarck“ ist kein „Amstürzer“, soviel geht aus seinen Betrachtungen und Vergleichen deutlich hervor. Er huldigt höchstens einem sehr gemäßigten Liberalismus. Das hat in der vorliegenden Frage, wo es sich um den rein politischen Zusammenhang der Dinge, nicht aber um ihren ökonomisch-sozialen Untergrund handelt, nichts auf sich. Wir nehmen von seinen Personenschälberungen Kenntniß, ohne uns seine Folgerungen zu eigen zu machen. Wenn seine einzige Hoffnung gegenüber der Dynastie Bismarck die ist, daß Bismarck der Vater nicht unsterblich ist, und daß, wenn derselbe todt ist, Wilhelm II. sich sehr bald gegen die Autorität Bismarck's II. auflehnen wird, so ist das ein sehr schwacher Trost und verräth eine große Unterschätzung der Leistungsfähigkeit des so des-Prinzipis, sowie der Anpassungsfähigkeit eines Herbert Bismarck. Die unverwundlichsten Patrone sind in der Regel zugleich auch die ferkillien, und Herbert ist keine Ausnahme. Wohl ist ein Umsturz der bismarckischen Heirath eine blutige Feindschaft keineswegs unmöglich — aber das Schicksal einer persönlichen Gegner der Bismarck'sippe hätten vielleicht eine Geringfügigkeit, die Opfer des Systems Bismarck keine, denn dieses kann die Personen sehr wohl überleben.

Nicht aber wird die Herrlichkeit der Dynastie Bismarck den Zusammenbruch des Systems Bismarck überdauern. Und

dessen unvermeidliches Eintreten gewährleistet uns — nicht die Eitelkeit Bismarck's, noch die Charakterlosigkeit Herbert's, noch der Herzog Wilhelm's, sondern ein viel mächtigerer, viel einflussreicherer Faktor: das rapide, durch den Gang der Monarchischen Entwicklung immer mehr beschleunigte Umsichgreifen der sozialistischen Erkenntniß und des Widerstandsgeistes im deutschen Volke.

Ein deutsches Sittenbild.

(Eingeandt.)

Der Prozeß Giehler, welcher sich tochen in Berlin abspielt hat, angeht nicht nur die kulturhistorischen Rückblicke eine kurze Besprechung. Der Angeklagte und jetzt beurtheilte Giehler ist ein antisemitischer Schreiber, welcher einen Mischling, den jüdischen Emigranten Blum, in Duell erschossen hat. Der Person des Geschlechts haben wir ebenwomöglich etwas zu thun, wie mit der des Geschlechts, und es fällt uns auch nicht ein, dem Ersteren für seine That die ganze Verantwortung aufzuwälzen. Er hätte ebenso gut erschossen werden können, als er nun zum Mörder geworden ist. Die Frage ist: wie kommen junge Leute, die unter normalen Verhältnissen als Kommilitonen (Mischlinge) in kameradschaftlicher Weise mit einander verkehrt hätten, dazu, einander auf's Grimmigste zu hassen und schließlich einen Kampf auf Leben und Tod einzugehen?

Antwort: durch die Verheerungspolitik, welche jetzt in dem deutschen Reich herrscht, und eine unentbehrliche Stütze des Systems Bismarck bildet.

Das Ziel dieses Systems ist — der Phrasen entleidet — die Ausplünderung des deutschen Volks durch die Nachkommen der mittelalterlichen Rittersitter und durch die Helfershelfer aus der modernen Bourgeoisie, mit denen, zur Sicherung eines besseren geschäftlichen Erfolgs, Halbpart gemacht wird. Selbstverständlich muß die bürgerliche Kanaille zu der letzten Beute die junkerlichen Zustände in Kauf nehmen, die sie übrigens reichlich verdient hat.

Damit nun das Volk, welches ausgeplündert wird und mehr und mehr ausgeplündert werden soll, sich nicht allzugeschlagen auf die Winterstöße legt, werden ihm honigsüße Versprechungen um den Mund geschwemmt: Blüthe der Industrie, Blüthe des Ackerbaus, Blüthe der nationalen Arbeit — hohe Waarenpreise, hohe Getreidepreise, hohe Löhne und das tausendjährige Reich der Sozialreform — kurz die laudendsten Kaufwörter werden dem armen Geschworne und noch mehr zu schreien Schaf vor den Augen herumgeschwankt. Allein so verlockend die Bilder auch sind, ganz können sie doch das unglückliche Opferlamm nicht über die Tharische Lämmer, daß es Haare zu lassen hat. Und da mußte denn ein Sündenbock gefunden werden, und er fand sich in den Juden. Jahrhundertlange Unterdrückung hat die Juden zu wirtschaftlichen Praktikanten erzogen, durch die sie sich für die politische Unterdrückung entschädigten, aber auch den Haß weiter Volkstheile auf sich luden. Mit der politischen Gleichstellung der Juden mußten diese Praktiken als Spezialität der Juden verschwinden, und auch der durch sie hervorgerufene Haß — um so mehr, als alle diese Praktiken längst Gemeingut der christlichen Bourgeoisie aller Völker und auch eines großen Theiles der Aristokratie geworden sind. Insbesondere unsere deutschen Schnaps-Junker verheereten sich auf die gemeinsten, wucherlichsten Judenpraktiken — so ausgezeichnet, daß selbst die abgeleiteten „jüdischen Wucherer“ bei ihnen in die Schule gehen könnten.

In allen Ländern, wo die Gleichstellung der Juden schon seit längerer Zeit erfolgt ist, wie in Frankreich und in England, und in denjenigen Ländern, wo die Juden nie unterdrückt waren, wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, sind die Juden einfach in der Nation aufgegangen, und die Bourgeoisielemente unter ihnen spielen, da sie in der Minorität sind, keine irgend hervorragende Rolle. Im Reichel in dem Lande, dessen Bourgeoisie die Ausbeutung im kolonialen Sinne betreibt und die kolonialen Vermögen zusammenflicht: in den Vereinigten Staaten, nimmt das jüdische Element innerhalb der ausbeutenden Klassen eine sehr untergeordnete Stellung ein.

In Deutschland ist die Gleichstellung der Juden noch ziemlich jungen Datums, und die Vorurtheile gegen dieselben sind in weiten Volkstheilen noch nicht erloschen. Daraus dauern die preussischen Rittersitter nicht Hefersöhler ihren Plan: sie lagten dem Volk, während sie ihm die Taschen ansehten: „Merst Du nicht, daß Du beraubt wirst? Der verbannte Jude dort hat's gethan! Hepp! Hepp! Auf die Juden!“ Und so wurde die Judenhetze eingeleitet — in Gemäßheit des uralten Spibubenspruchs: daß der Dieb „halt den Dieb!“ mit, und den Verdacht auf einen Unbeliebigen zu lenken sucht.

Gerade in den Kreisen, auf die hauptsächlich gerechnet wurde, unter den deutschen Arbeitern, hatten indeß die Rittersitter mit ihrem Spibubenspruch nicht den gewünschten Erfolg: die Sozialdemokratie hatte schon eine solche Summe der Bildung und idealer Gedanken in die Massen des arbeitenden Volkes geworfen, daß für die Eigenart des Kleinrenten Stöcker und seiner Patrone dort kein Boden mehr war. Dese fruchtbareren Boden hat sie bei unserer sogenannten studirenden Jugend gefunden, den Söhnen der Rittersitter und Bourgeois, und erzoget im Geiste der Väter.

Die deutschen Universitäten sind die Pilanzstätten des wüthenden Antisemitismus geworden und seine sonntige Rohheit gibt's, die nicht da gepflegt wurde. Das alte Wort des Römers: Nilum humani a mo alienum puto — nichts Menschliches und Geseittetes ist mir fremd, überieht sich für den reichstehenden Rittersitter in das Gegen-theil: Alles Menschliche und Geseittete ist mir fremd. Kauf, freudlos, ein Böller, ein Radaubruder, ein Rantsch, ist der Rittersitter der natürliche Feind, der diese christlich-germanischen Eigenschaften nicht hat — er insultirt ihn, treibt ihn zum Duell und — schießt ihn mitunter todt, wie vor einigen Monaten der jüdische Student Blum todtgeschossen ward.

Die Ermordung des Studenten Blum durch den Antisemiten Giehler ist also ein organischer Auswuchs des Systems Bismarck — ebenso wie die Sozialistenhetze, der offizielle Boykott gegen die unabhängigen Arbeiter, und was der Witzpflanzen noch mehr sind.

Die Gerichtsverhandlung des Prozesses Giehler hat aber — abgesehen von dem Sachverhalt — noch einige interessante Momente dar, die erwähnt zu werden verdienen. Zunächst der charakteristische Zug, daß der Mörder sich zur Gerichtsverhandlung wie zu einer Operavorstellung Einlaßkarten verschafft und an seine Verwandten und Freunde vertheilt hatte. Er wollte — bewundert sein, daß er so „schmeicheln“ den verurtheilten Judenengel vom Leben zum Tode befördert. Die systematisch gezielte Verwilderung unserer sogenannten studirenden Jugend kann nicht wirksamer illustriert werden.

Ferner müssen wir die Haltung des Staatsanwalts anmerken, der seiner Sympathie für den „schmeicheln“ Mörder mit zünftiger Offenbarkeit Ausdruck verlieh und von vornherein zugab, daß ein „Nothstand der Ehre“ bestanden habe — mit anderen Worten, daß der antisemitische Studiolus als Mensch „von Ehre“ dem Duell nicht hätte ausweichen können, weil er vom jüdischen Studiolus „bedrängt“ worden sei. Und worin hatte die vorterrliche „Bedrängung“ bestanden? In der Versicherung, daß der Antisemitismus ein Hoop auf unsere Zivilisation sei!

Einem Antisemiten die Wahrheit zu sagen, berechtigt diesen zur Ermordung eines Menschen! Ist wahr ein sauberer Staatsanwalt!

Und welcher Art ist dieser „Nothstand der Ehre“? Als ob die „Ehre“, welche in einen „Nothstand“ kommen, das heißt bedroht und gefährdet werden kann, einen Schuß Pulver werth gewesen wäre. Die Herren vom „Ehrenstandpunkt“ mühen sich sich merken: wer Ehre hat, dem kann sie nicht genommen werden; und wer es nöthig hat, seine „Ehre“ durch ein Duell oder sonstige Mittel des „Ehrenpunkts“ herzustellen oder zu vertheidigen, der hat keine Ehre.

Wie thürmoch stehen doch die deutschen Arbeiter über diesen antisemitischen Studiolus und den anderen Rittersitter, des „Ehrenpunkts“. Sie haben keinen Begriff vom „Ehrenpunkt“, aber sie haben Ehre im Reib.

Sozialpolitische Rundschau.

London, 7. Februar 1899.

— Ein Memento! Die Monarchien sind hat Unglück, und das Poos der „Sünder auf Erden“ ist kein beneidenswerthes mehr. Schlag auf Schlag trifft sie das Schicksal — oder sollen wir lieber sagen: die Nemesis? — und zieht ihre Hinmülligkeit, ihre Vergänglichkeits der zukunftsden Welt. Neulich war's — um in Deutschland, der frommen Kinderstube und dem monarchischen Paradies zu bleiben — neulich war's ein Spröß der Wittelsbacher, des ältesten der deutschen Königs-geschlechter und eines der „mächtigsten“, welcher, nachdem er sein Volk überdauert Jahrzehnte lang im Wahnsinn „regiert“ hatte, weil der Regierungsmödie im Interesse einer mächtigeren Dynastie ein jähes Ende gemacht ward, im Wahnsinn sich ertränkte.

Gestern war es ein Spröß der „verbreiteten“ der deutschen Fürstengeschlechter, ein Hohenzoller — der Erbe des neuen Kaiserthrons — der von seinem getreuen Vasallen, den heraufenden Hültern und Stützen des monarchischen Prinzipis, auf Leben und Tod, um den Theil mit den infamsten Mitteln befangen ward, weil er für die Joren der neuen Zeit Verständlich hatte. Und wir sehen, wie selbst der Tod, der ihn von dem kaum bestiegenen Thron wieder herabriss, den Haß der Höfepriester des Kaiserthums nicht hat abspinnen können.

Allen heute ist es ein Spröß des Hauses Habsburg, der Erbe des alten Kaiserthrons, der, wie offiziell erklärt wurde, durch Selbstmord — oder nach Anderen durch die Angel eines „Rächers seiner Ehre“ — ein jähes Ende gefunden hat!

Daß diese Schläge einander so rasch folgen, daß der Blitz mit solcher Vorliebe die Paläste sich ansucht, das ist kein Zufall. Der Monarchismus steht mit der modernen Kultur in so hartem Widerspruch, daß die Stellung der Monarchie eine anormale, eine unnatürliche geworden ist. Ein Fürst, der nicht beugt, wird zur Kaiserlichen Freiheit getrieben, und ein Fürst, der denkt und sich seiner Ueberlegenheit und Gemeinschädlichkeit bewußt wird, muß sich selber verachten, zum mindesten auf sich zusehen, und er geräth auf die schiefe Ebene, die hinabführt zum Wahnsinn und zum Selbstmord.

Und daß dieses memento mori gerade jetzt kommt, wo die Kaiserlichkeit ihre tollsten Orgien feiert, das liegt nur im Wesen der Dinge, gibt ihm aber eine verdoppelte Tragik.

In den allerhöchsten Kreisen haben die Nachrichten aus Wien auch einen niederschmetternden Eindruck hervorgebracht. Das fähien die Herren, die sich bisher freudentlich über das gemeine Menschenthum und über das gemeine Menschenloos erhaben dünkten — das fähien sie, daß die eigene Haut des Schicksals nach ihren Herzen, nach ihrem Lebensnerve greift.

Belänig glaubt selbst in Oesterreich Niemand an den Selbstmord des österreichischen Kronprinzen. Er soll bei einem Liebesabenteuer von dem beleidigten Gatten erschossen und die Komödie des Selbstmordes bloß erfunden worden sein, um größeren Skandal zu verhüten. Was auch immer das Richtige sei — die Lehre für die Völker und für die Monarchen ist die gleiche: ein memento mori für die Monarchie!

— Aus Wien schreibt man uns mit Bezug auf den gewaltthamen Tod des Kronprinzen:

Die Aufregung hier können Sie sich vorstellen. Die Liberalen sind außer sich über den Tod Rudolfs, der ihre beste Hoffnung war. Er war doch ein liberaler Kronprinz, aber der jetzige Kronprinz, der Mann, der über die Dinge irrt, ist von vornherein nichts als ein brutaler Kommissar. Die Liberalen haben keine Aussicht mehr, daß ein Wechsel von Oben ihnen wieder auf die Beine hilft.

Die Waise der Bewältigung aber ist namentlich erregt über das Geheimniß, das über dem Pöbel die Tode Rudolfs liegt. Daß er einer Schandwunde erlegen, hat man nothgedrungen offiziell eingestanden, ob er aber wirklich selbst Hand an sich gelegt oder erschossen worden, darüber laufen die widersprechendsten Versionen um, die aber sämtlich darauf hinauslaufen: Da hinter steckt ein Weib! Dazu kommt, daß nur einige wenige Hofbeamte die Leiche sehen durften und Niemand näher Auskunft über die Todesart und die Umstände der Auffindung der Leiche erhielt.

In Kreisen, die mit der Aristokratie und dem Hofe Fühlung haben, erzählt man, Rudolf habe in dem einsamen Jagdschloß ein Verhältnis mit der Frau eines Försters unterhalten. Der Mann habe das Paar in flagrantem Ertrap und den Kronprinzen niedergeschossen. Die Geschichte klingt plausibel, das ist auch Alles, was man darüber sagen kann.

Einiges Licht dürfte in die Sache noch kommen; indeß wird die österreichische Presse kaum kompromittirende Thatsachen bringen, eher die englische. Sie dürften also besser unterrichtet sein als ich.

Was ich konstatiren kann, ist die Haltung der Sozialdemokratie. So weit ich sehen kann — und ich habe mit Leuten der verschiedensten Kreise und nicht bloß Parteigenossen gesprochen — glaubt, wie gesagt, Jeder an gewalttamen Tod, veranlaßt durch eine Frau, in einem Zimmer. Man sieht sich die Situation nicht noch zu Gunsten Rudolfs auf, dann kann man sagen, daß auch dies Ereigniß wieder eine Enttäuschung des monarchischen Bewußtseins bedeutet, und das ist eigentlich wichtiger als die Kenntniß der Todesart Rudolfs.

Es sollen auch schon Verhaftungen wegen Majestätsbeleidigungen vorgekommen sein. Es sieht wohl nicht im Widerspruch zur Erschütterung des monarchischen Bewußtseins, daß man den alten Franz Josef allgemein bedauert. Man bedauert die Alten und schimpft auf die Jungen.

Die mittlerweile eingelaufenen Meldungen widersprechen sich noch in den Einzelheiten, darüber aber stimmen sie alle überein, daß Rudolph im Anschluß an ein Liebesabenteuer ums Leben gekommen. Daß die Einen das Weib eines Försters, die Andern die Schwester eines österreichischen Fürsten, die Dritten die Tochter eines Barons als die Dame des Dramas mit Bestimmtheit nennen, ist ein Beweis, wie wenig der Erbe der apostolischen Majestät seinen Status der freien Liebe (blosses Greuel vor dem Herrn) und des höchsten Gebots zu verheimlichen für nöthig hielt. Er that aber in diesem Punkt nichts, was nicht seine Standesgenossen, das ganze von der Rückführung des Volkes zur Religion schwachende Aristokratienpaar ebenfalls im gleichen Maße that.

Aber konstatirt muß es werden gegenüber dem verheerenden Welterbe von der Amoralität der Sozialdemokratie, die es wagt, die geheiligten Fundamente der Ehe und Familie anzutasten.

Am liebsten stimmen wir durchaus denen bei, welche hervorheben, daß Rudolph neben seinem Liebesverhältniß noch Sinn für geistige Interessen hatte und sich darin vorthellhaft z. B. von seinem Großvater Wilhelm II. unterschied. Dieser soll der Tod des verstorbenen Kronprinzen eine Zeit lang sehr nachdenklich gestimmt haben. In es doch noch gar nicht lange her, daß eine Hofdame, die Tochter eines Gutsbesizers aus der Provinz Posen, den Berliner Hof verlassen mußte, weil es sich nicht länger verbergen ließ, daß sie von dem frommen Helben auf dem Hohenzollernthron — gezeichnet wurde. „So dem Leben haben in Bromberg wüthend ausgerufen haben, oder von einer Anklage auf Majestätsbeleidigung hat man nichts gehört. Warum sollte man auch? Sie's nicht ein Ruhm, der „Unwiderstehliche“ der Frauenwelt zu sein?

— In der vorigen Nummer mitgetheilten skandalösen Verurtheilung unserer Genossen Donath und Schönfeld in Dresden schreibt man uns von dort:

„Was der Sozialdemokrat“ in Nr. 4 von den Posener Richtern sagte, gilt auch von den Richtern der zweiten Instanz: des Landgerichts Dresden, Sie sind chrolose Schiffe.“

„Das in Frage kommende Flugblatt zur Feier des zehnjährigen Bestandes des Sozialistengesetzes war zwar scharf, aber es enthielt keine Kritik über die Zustände, die nicht in unmöglichen Neben und Zeitungsartikeln über die eingeklinken in Flugblatt besprochenen Punkte geäußert

worben waren. Auch waren keine beschimpfenden Ausdrücke in demselben enthalten. Trotzdem erfolgte Klage auf § 131: Verächtlichmachung von Staatseinrichtungen x. wider besseres Wissen. Letzteres anzunehmen von Seiten, die sich nicht scheuen, zu dem Inhalt durch Unterzeichnung als Drucker und Verleger sich zu bekennen, ist schon eine Insinuation. Die Anklageurkunde des Staatsanwalts war so dürftig, daß Laien und Juristen erklärten, darauf könne keine Verurteilung erfolgen. Und doch erfolgte sie. Um nach Belieben hinter geschlossenen Türen möglich zu können, wurde die Öffentlichkeit ausgeschlossen. Die Beweisaufnahme fiel so aus — trotzdem die Jungen der Angeklagten sämtlich abgelehnt wurden — daß der Staatsanwalt bezüglich Schäfers als Drucker keinen Strafanspruch stellte, sondern das Bekunden über ihn dem Gerichtshof anheim gab. Und doch erfolgte das schamlose Urteil, zu dem man sich etwa eine Woche „Bedenkzeit“ genommen. Diese Zeit ist, wie positiv festgestellt wird, benutzt worden, um wohl oben wie von anderer Seite in der nachdrücklichsten Weise einzuwirken, und die Richter waren nicht genug, diesem Druck nachzugeben und wohl höher zu verurteilen, als anfangs beabsichtigt war. Dem zu verurteilen, dazu war man von Anfang an bereit gewesen. Was der Staatsanwalt zu beantragen nicht gewagt, das führten die Herren Richter unmerklich durch: sie verurteilten den Drucker zu derselben exorbitanten Strafe wie den Verleger.

Und nun die Kleinlich-brutale Rache für das Kurnen der Revision durch schleuniges Verhalten der Verurteilten! Sie charakterisiert sich am besten dadurch, daß jede Kautionsstellung abgelehnt wurde! Gleiches das Urteil schon nahezu drei Wochen gesprochen, die Haft schon an die 11 Tage dauert, ist die Urteilsbegründung noch nicht angefertigt, und kaum daher der Verteidiger die Revisionsurkunde einreichen. Man ist niederträchtig genug, den Opfern der Rechtsverdrängung eine Freiheitsberaubung von 9 bis 10 Wochen extra anzuhängen. Alles das ist die Folge der maßlosen Wuth in den Kreisen der höchsten Regierung über den Ausfall der Gemeinderatswahlen und den so gut wie verbrachten Rach der Kartellherrlichkeit bei den nächsten Reichstagswahlen. Die Angriffe gegen die sächsische Regierung im Reichstag haben das Uebrige getan. Die Kollie, Abecke x. sind vor Wuth wie besessen, und was ist ein besseres Mittel, diese Wuth an den Mann zu bringen, als die „Rechtssprechung“?

Soweit der Einfelder.
Inzwischen ist, wie wir sächsischen Zeitungen entnehmen, die Urteilsbegründung endlich eingetroffen. Sie ist so — vorichtig abgefaßt, daß die Verurteilten auf den Rath ihrer Verteidiger die Revision zurückgezogen haben.
Je abgefeimter die Gauner, desto mehr verstehen sie sich auf die Formen.

— Mit der Umarbeitung des „verschärften“ Strafgesetzbuchs, welches das Sozialistengesetz in sich aufnehmen und Plöde zum Justizpenalcode verschiedener „Klassen“ enthalten soll, wird, wie die Offiziellen erklären, jetzt Ernst gemacht. Die Gelehrten der Rechtschreiberschule gerathen sich bereits die Köpfe, wie man die Allmacht der Polizei, die doch nun einmal im heiligen deutschen Reich unantastbar ist, paragrafenweise in die verschiedenen Abtheilungen der ordentlichen Gesetzgebung einschmiegeln kann, ohne daß sie — dies die unerlässliche Bedingung — auch nur den geringsten Schaden erleidet. Eine Aufgabe, des Schneißers der Eblen werth. Aber nach dem Hamburgischen Korrespondenten schwingen die Eblen ganze Ströme, ohne das Problem lösen zu können.

Wir wollen den Verurteilten zu Hilfe kommen. In einem dreimal wöchentlich erscheinenden Blatte finden wir in drei aufeinander folgenden Nummern, d. h. aus einer Woche, folgende Zusammenstellung:

Frankfurt a. M. Am 17. Juni Verurteilung aufgelöst wegen angeblich strafbarer Äußerungen eines Redners. — In Sonneberg am 14. Juni gehandelt und 80 Schilling (Neue Welt x.) beschlagnahmt. — In Hamburg bei A. und O. Koppel gehandelt. — In Meerane Volksversammlung am 18. Juni verboten. — Vangen in Hessen. Arbeiterzeitung am 23. Juni unterlag. — Berlin. Zwei Studenten wegen Verdachts der Zugehörigkeit zu einer geheimen Verbindung*) verhaftet. — In Stuttgart Wahlflugblatt beschlagnahmt. — Berlin. Der Redakteur der „Berliner Freien Presse“ am 19. Juni verhaftet.**) — In Dortmund die Sozialdemokraten Taffe zu 6, Kuhl zu 4 und Niermann zu 2 Monaten verurtheilt wegen Preisvergehens. — In Berlin wegen angeblicher Majestätsbeleidigung in Folge Denunziation mehrere Personen verhaftet. — Leipzig. Der Redakteur des „Vorwärts“ wegen Preisvergehens zu 8 Monaten Gefängniß verurtheilt. — Glauchau. Der Vorsitzende der dortigen Genossenschafts-Buchdruckerei und der Redakteur des Blattes verhaftet. — In Schneeberg Hausdurchsuchung bei dem Genossen Ditrich, Polizei 6 Mann stark, darunter 2 Gensdarmen mit Flinten. — In Berlin am 21. Juni Waffenhausdurchsuchung. — In Breslau Verurteilung zum 20. in Gera Volksfest zum 30. Juni verboten. — Den Dreihorgelspielern das Spielen der Marienklappe verboten. — In Finsterwalde und in Hamburg Waffenhausdurchsuchungen. — Drei Berliner Kriminalmissethäter machen eine Schiffsreise durch Deutschland. — Die Kaffeehändlerinnen Berliner Frauen, die Sozialdemokraten zu Mäurer haben, werden wegen „geheimer Verbindung“ unter Anklage gestellt. — Der Jahresthümer Superindus in Berlin wird wegen einer vor 2 Jahren angeblich gefallenen Majestätsbeleidigung in Haft genommen.***) — In Barmen Wählerversammlung aufgelöst, weil mehrere jüngere Männer in derselben anwesend waren. — Redakteur Milfe in Berlin 6 Monate Gefängniß wegen Preisvergehens. — Redakteur Schäfer in Frankfurt a. M. wegen desselben Vergehens ebenfalls 6 Monate Gefängniß. — Der Redakteur Harder in Halle a. S. am 4. Juni verhaftet.†) — Der Sozialdemokrat Palm in Siegburg wegen Majestätsbeleidigung in zweiter Instanz zu drei Jahren verurtheilt. In der ersten Instanz hatte der Richter auf zwei Monate erkannt. Zwischen der ersten und zweiten Verhandlung lag das Robbing-Kittent. — Richard Wolf in Barmen als Oxyer einer schmachvollen Denunziation seines Hauswirthes wegen Majestätsbeleidigung zu 18 Monaten Gefängniß verurtheilt.††)

Nicht wahr, eine erhebliche Menge? Und dabei kann sie, wie die betreffende Redaktion versichert, nicht einmal auf Vollständigkeit Anspruch machen. Und all' diese „schneidigen“ Maßregeln gegen die Anhänger der Umsturzpartei erfolgten ohne Ausnahme, nur auf Grund des „gemeinen Rechts“.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, welches das glückliche Land ist, wo das möglich war, noch das Jahr, in welchem das geschah. Es war in Deutschland und im Sommer vor Jahresfrist des Schandgesetzes, und es ist der Leipziger „Vorwärts“, der in drei aufeinanderfolgenden Nummern des Juni 1878 diese Zusammenstellungen brachte. Man zeige uns eine Epoche aus der Ära des Schandgesetzes, in der im gleichen Zeitraum auch nur Annäherndes geleistet wurde, und dann sage man uns, daß die heilige „Ordnung“ mit den Waffen, die das „gemeine Recht“ in Preußen-Deutschland ihr bietet, hilflos ist.

Die man es verstand, auch das Vereins- und Versammlungsrecht illusorisch zu machen, dafür mögen hier einige der „Gründe“ angeführt sein, deren man sich bei Versammlungs-Auflösungen in Berlin bediente. Auflösungen erfolgten:

*) Der „Robbing-Kitt“, ein ganz unschuldiger Verein, gegen den die erhobene Untersuchung später fallen gelassen werden mußte.

**) Später gegen 3000 Mt. Kaution auf freien Fuß gestellt, flüchtete Sch. . . ., der Alles in Allem zu 3/4 Jahren Gefängniß verurtheilt wurde.

***) Eine schamlose Denunziation, die sich später als Lüge herausstellte.

†) Von dem dort erscheinenden Arbeiterblatt wurde mit jeder Nummer, die erschien, der Redakteur verhaftet, so daß schließlich genau so viele Redakteure saßen, als Nummern erschienen waren. Es war dies ein Mittel, ein Blatt auch ohne Ausnahme zu unterdrücken.

††) Wolf, der schon krank in das Gefängniß kam, starb dort.

1) weil der Mittelgang im Saale nicht frei war (ein in Berlin sehr beliebter Grund);

2) weil ein Fenster offen war und der überwachende Beamte dadurch zur Ueberzeugung gelangte, es läge eine Versammlung unter freiem Himmel;

3) weil Menschen hinter einer verschlossenen Glasschüre standen und in den Saal — hineinliefen (der Beamte löste „im Namen des Gesetzes“ auf, da jene Menschen möglicherweise eine Scherbe einbringen konnten);

4) weil ein Anwesender während des Vortrags das Wort: „Lächerlich“ gerufen hatte;

5) weil einzelne Anwesende bei einer Neuerung des Redners gelacht hatten;

6) weil sich ein Hund in die Versammlung verlaufen hatte.

Eine derartige Handhabung des Ausführens war in Berlin möglich, wo die überwachenden Beamten überhaupt noch etwas Rücksicht auf die öffentliche Kritik nehmen müßten. In den ländlichen Bezirken, wo diese Rücksicht nicht geboten war, herrschte die reinste Pöbelwirtschaft.

Mit einem Wort, die Herren können sich die Mühe ersparen. Was sie vergeßt, suchen, ist längst da, sie sehen es nur noch nicht. Der Buchstabe ist nichts, der Geist ist Alles. Und in Preußen-Deutschland herrscht der Geist der Polizei, ob mit oder ohne Ausnahmegegner.
So nicht es, und was uns anbetrifft, nun, ob man uns ausnahmegeseglich erwärmen oder strafgeseglich erdroffeln will, das ist uns ganz gleichgültig. In jedem Falle halten wir es mit dem guten Spruch unres Bedacht und „pfeifen auf das Gesetz“.

— Einer weniger. Der Reineidmichel von München ist gestorben. Wir werden ihm in nächster Nummer einen Nachruf widmen. Für heute nur der Wunsch: Mögen ihm seine Mitgeschäfte bald folgen.

— Aus dem deutschen Reichstage. Am 29. Januar gelangten die zwei Millionen zur Unterzeichnung und Förderung von Kolonial-Abenteuern in 2. und am 30. in 3. Lesung zur Annahme. Nur die Deutschfreisinnigen und die Sozialdemokraten stimmten dagegen, nachdem Genosse Sabor noch einmal den Standpunkt unserer Partei entwickelt. Am 31. Jan. gab's eine „Arbeiter-Schlagzeile“. Debatte, und zwar aus Anlaß einer Resolution der Ultramontanen Lieber-Höhe auf Revision der Vorschriften über die Sonntagsarbeit. Nachdem Bismarck durch den Mund des geh. Rath's Lohmann versichert hatte, daß er fest entschlossen sei, Alles hübsch beim Alten zu lassen und der kapitalistischen Sonntagsheiligung nicht den geringsten Stein in den Weg zu legen, zeigte sich der Reichstag bis auf den letzten Kartellbruder fürstlich arbeiterfreundlich und erklärte, der Resolution freudig zustimmen zu können. Auch der Gerichte erbarnt sich zuweilen des — Popierfordes.

Der Standpunkt der Sozialdemokratie in der Frage der Sonntagsruhe wurde von Genosse Harm unter scharfer Volcomit gegen die faulen und verlogenen Ansichten der Reichsregierung vertreten. Nachdem kam am gleichen Tage der Antrag unserer Genossen Singer-Schumacher auf Aufhebung der Getreidezölle zur Verhandlung und wurde von Bebel in längerer, durch reiches Material unterstützter Rede auf's Gründlichste motiviert. Wir behalten uns vor, auf seine Ausführungen noch zurückzukommen. Nach Bebel sprach der Junter Kardorff, die Autorität der Sozialdemokraten, und brachte die alten abgedroschenen Redensarten von der „Nothlage der Landwirtschaft“, dem „Schutze der nationalen Arbeit“ x. n. wieder vor, zur großen Verwundung der Junter und Pfaffen. Lebhafter Beifall rechts und im Centrum, verzeichnet der Bericht. Die Herren vom Himmelsmann müssen sich die Banezen warm halten. Fortsetzung der Debatte am 4. Februar, worüber bei Redaktionschluss der Bericht noch folgt.

Natürlich wird der Antrag abgelehnt werden, und das arbeitende Volk in Deutschland muß weiter für die Landprogen die Hungerkneuer zahlen. Bei den nächsten Wahlen wird es die Antwort ertheilen.

— Unverschämmt. Die Vorlage auf Lohnerhöhung für den preussischen König und deutschen Kaiser ist im preussischen Landtag — wo Dank dem Dreiklassenwahlgesetz kein Vertreter der Arbeiter die Stimme zu erheben vermag — eingebracht worden und wird u. A. begründet mit dem „Steigen der Preise“. Das ist geradezu der Gipfel der Unverschämtheit. Seit Jahren wird den deutschen Arbeitern grade von Seiten der Regierung und ihrer Pöbelwahlen bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit vorgehalten, wie vortheilhaft sie doch daran sind Dank dem Fallen aller Preise, eine ganze Reihe von Lohnereduktionen in staatlichen Betrieben sind mit dem Hinweis auf die gesunkenen Preise begründet worden, und hier, wo es sich darum handelt, einem Menschen zu einem Einkommen, bei dem kein Vorgänger föhrlisch über zwei Millionen Mark auf die Seite legte, noch drei und eine halbe halbe Million Mark aufzusetzen, hier redet man plötzlich wieder von geklegenen Preisen.

Es ist weit gekommen in Deutschland, daß in einer Zeit, wo Hunderttausende und Aberhunderttausende ihr Einkommen von Jahr zu Jahr geringer werden sehen, man dem Volk ein derartiges Altkont auf seinen Steuerfäden bieten darf. Aber freilich, Schmarotzer und seine Vettern haben das Heft in der Hand, sie kommandiren das Heer, sie regieren die Presse, sie lenken die Gesetzgebungsmaßnahme und die Polizei gehorcht ihren Befehlen, wie sollte da ein anderer Widerstand möglich sein, als ein schwacher papierener Protest, über den sie höhnlisch lachen?

Jedoch, mögen sie nur lachen, es kommt doch die Zeit, da ihnen das Laßen vergeht, und je schamloser sie es treiben, um so eher kommt sie.

Nach dem Prinzip: „Eine Hand wäscht die andere“ geschehen die Dienstleistungen zwischen den Bismarcks einer- und den jetzigen Preussensünder anderertheil, heißt es in der „Kontemporären Revue“. Da werden wir wohl bald von etlichen Rangenörbungen zu hören bekommen. Wird's jetzt mit dem Herzog Ernst werden? Ober dürfen wir hoffen, Bill demüthigt als Minister des Innern begrüßen zu können?

Warten wir bis zum — ersten April.

— Zur Beachtung. Bei Streits um Lohnerhöhung oder gegen Lohnerabsetzung empfehlen wir den deutschen Arbeitern folgenden Passus nicht zu vergessen:

„Seit dem Erlaß des Gesetzes vom 27. Januar 1868 hat in Folge des inzwischen eingetretenen weiteren Steigens der Preise eine allmählig gewachsene und unabwieslich gewordene Erhöhung des Bedarfs für die persönlichen und sächlichen Ausgaben sich geltend gemacht.“ . . .

(Begründung des Entwurfs eines Gesetzes betreffend die Erhöhung der Grundsteuer, Preuss. Gesetzblatt, Jahrgang 1889.)

Einer Bestätigung so autoritärer Natur wird kein Unternehmer entgegenzutreten wagen. Jede Ausweitung fällt unter den § 95 des deutschen Reichsstrafgesetzbuchs.

— Den deutschen Kapitalisten, die von Zeit zu Zeit fehnfüchtig nach chinesischen Arbeitern verlangen, von deren Bedürfnislosigkeit ihnen von ihren Solbhabern Wunderdinge erzählt worden sind, diesen braven Musterpatronen wären in gewisser Hinsicht die chinesischen Kulis ganz wohl zu gönnen. Hat es nämlich mit der Bedürfnislosigkeit derselben allerdings seine Richtigkeit, d. h. kann der Chinese, wenn er will oder muß, mit bedeutend weniger existiren als das Gros der europäischen Arbeiter, so ist damit durchaus nicht gesagt, daß er mit jedem Lohne fürbleh nimmt, den man ihm giebt, und nicht da mehr zu erlangen sucht, wo er in der Lage ist, seine Forderungen durchzusetzen. Das haben zum Beispiel, wie wir einem jüngst in der San Franciscoer „Arbeiter-Zeitung“ erschienenen Artikel entnehmen, die kalifornischen Hopfen-Planzer sehr zu ihrem Verdraß erfahren müssen.

Die Chinesen, ichen wir da, sind nämlich organisiert und es giebt bei ihnen keine Scabs, weil solche nöthigenfalls von dazu bestimmten douites todtgeschlagen werden. Das wagt jeder Chinese und darum hält er fest zu seiner „Union“. Wenn ein Arbeitgeber seine

Chinesen ungebührlich behandelt, so wird er gehoykottet und es ist ihm unmöglich, irgendwo Chinesen zu bekommen. Bei der letzten Ernte verlangten die Chinesen im ganzen Staate mehr Lohn, und die Arbeitgeber waren gezwungen, darauf einzugehen; wo sie früher 1 Dollar per Tag bezahlt hatten, mußten sie dieses Jahr Dollar 1.35 bis Dollar 1.50 per Tag bezahlen. Da die Ernte sich nicht ausschließen läßt, war keine Zeit vorhanden, um andere Arbeiter aufzutreiben, aber mit Hilfe des Board of Trade von St. Francisco und der gesammten kapitalistischen Presse wurde der Vertrag gemacht, Kinder anzuwerben und sie als Stabs gegen die Chinesen in die Obsthäuser zu schicken! Es melben sich auch viel mehr Kinder, als verlangt wurden, aber da die meisten von ihnen verwahrloht waren, die entweder gar keine oder eine schlechte Heimath hatten, so waren sie für die Arbeit ungeeignet, wenigstens erklärten die Besitzer der Obsthäuser, daß sie keine Experimente mehr mit Knaben und Mädchen machen wollen.

So die „Arbeiter-Zig.“ Das Organ unserer Genossen in Kalifornien führt dann weiter aus, woran die Chinesen immer noch die dortigen weißen Arbeiter unterdrücken; ihre Lebensweise ist eine in jeder Hinsicht schlechtere als die der Letzteren. Jedoch das ist eben in Kalifornien, wo der Arbeiter im Allgemeinen denn doch noch ganz anders gestellt ist als in einer ganzen Reihe von Industrien und Industriezentren des Landes der praktisch-ökologischen Sozialreform. Wir denken da gar nicht an so schmachtliche Extraktleistungen auf dem Gebiet der Arbeiterausbeutung wie die in der Korrespondenz aus Wolkensbüttel geschilderten, obwohl dieselben keineswegs so verzeiht dastehen als man gemeinhin anzunehmen scheint, nein, selbst das, was in ganzen Distrikten Oberkaliforniens, Südens, Thüringens, Frankreichs, der Karol x. als alltäglich, als das normale Talcin der Arbeiter bekannt ist, steht der Lebensfrist der Chinesen hundertmal näher als dem, was man als das Minimum der Lebensansprüche eines Kulturmenschen bezeichnen kann. Und doch sind die Ausbeuter grade dieser Arbeiterkategorien damit noch nicht zufrieden. Und doch hören sie nicht auf, die Köpfe zu drücken, und doch schreien sie über die Unbotmäßigkeit, über die Unzufriedenheit ihrer Arbeiter, und doch werden sie nicht müde, die „Anspruchslosigkeit“ der Chinesen zu verherrlichen. Wahrlich, hält man ihrem Geiz die eben mitgetheilte Thatsache gegenüber, so drängt sich einem unwillkürlich der Gedanke auf: Wöchten ihnen doch unsere deutschen Arbeiter zeigen, daß sie auch von den Chinesen — Lehren anzunehmen bereit sind.

— Man schreibt uns:

Die Fortschrittler Sprengen aus, in Poeslau hätten die Kartellbrüder, so weit sie stimmten, für den sozialdemokratischen Kandidaten gestimmt, und diesem dadurch zum Sieg verholfen. Das ist ein unverkennbares Auf den Kopf stellen der Wahrheit! Die Kartellbrüder haben, soweit sie überhaupt stimmten, für die Fortschrittler gestimmt, von denen sie ja förmlich angebettelt worden waren, und zu denen das Bourgeoisieberg sie auch hinzog. Die Sozialdemokraten hatten von vorn herein klipp und klar in öffentlicher Volksversammlung ausgesprochen, daß sie die Stimmen der Kartellbrüder weder brauchen noch wünschen. Bei der Poeslauer Stimmwahl hat sich wieder einmal recht deutlich gezeigt, wie unmöglich es für die Fortschrittler ist, den alten Bourgeoisie-Namen anzunehmen; und wie sie, im kritischen Moment, mit den „reaktionären“ Bourgeois stets ein Herz und eine Seele sind — sich Güns mit ihnen mischen. Und ist das denn nicht auch ganz natürlich? Es ist aber ein Umstand, den wir nicht vergessen dürfen, auch wenn die fortschrittliche Parteileitung bei den nächsten Wahlen, was sehr wahrscheinlich, die Parole ausgeben sollte, bei Stimmwahlen für den Sozialdemokrat und Reichsfeind gegen den Kartellbrüder zu stimmen. Eine solche Parole würde von dem Gros der fortschrittlichen Wähler einfach nicht befolgt werden.

— Der Schriftlicher Grüneberger in Leipzig hat einen funderbaren Verteidiger gefunden, nämlich einen bekannten Leipziger Poljisten, der sich Sozialdemokraten gegenüber im Privatgespräch große Mühe gab, zu beweisen, daß man Grüneberg durch die Kritik im „Sozialdemokrat“ schweres Unrecht gethan habe — dierelbe sei kein Spigel. Daß die Polizei einen ehrlichen Sozialdemokrat in den Ruf zu bringen sucht, ein Spigel zu sein — das ist sicher oft vorgekommen; daß sie sich aber bemüht, einen ehrlichen Sozialdemokrat vom Verdacht des Spigelthums zu reinigen, das ist noch nicht dagewesen. Und der betreffende Leipziger Polizeibeamte gehört jedenfalls nicht zu denen, die, wenn das Volk nicht leider schon erfunden wäre, die Welt durch Erfindung desselben betrüben würden.

Korrespondenzen.

Wolkensbüttel. (Situations-Bericht.) Nach langer Pause wollen wir wieder einmal den Namen unseres Organs brauchen, um einen kurzen Bericht über die hiesigen Verhältnisse zu geben. Wir wollen eben nur einige der markantesten Vorkommnisse herausgreifen.

Die Arbeitsverhältnisse sind hier die deutbar schlechtesten und sie werden immer noch mehr herabgedrückt durch die hier bestehende Juchthausarbeit. Schuhmacher, Zigarren-, Tischler-, Schneider- selbst Kontorarbeiten werden hier im großen Maßstabe aus dem Juchthaus geleistet und der Wettbewerb der Juchthäuser macht sich dem „freien“ Arbeiter an seinem kärglichen Lohne immer empfindlicher bemerkbar. Doch selbst auf dem eigentlichen Arbeitsmarkt wird dem Arbeiter durch die Juchthäuser Konkurrenz gemacht. Da stellte man z. B. beim Bau der katholischen Kirche einige 40 Sträflinge an, trotzdem es Winter und ein großer Theil der Arbeiter arbeitslos war, und so sieht man auch bei vielen Privatbauern Sträflinge beschäftigt, weil die Verwaltung nur 75 Pfennig für den Mann beansprucht. Auch dem Landarbeiter wird durch die Juchthaus-Verwaltung der ortsübliche Tagelohn von Mark 1.20 noch geschmälert. In langen Jagen sieht man morgens die Sträflinge auf's Feld ziehen in Begleitung von Wärttern, um die armen Großgrundbesitzer von dem übermäßig theuren Landarbeiter zu befreien. Einer der rabulastischen Ausbeuter ist der Rittergutsbesitzer von Kaufmann in Linden, der sich, weil ihm der Tagelohn von Mk. 1.20 zu viel ist, regelmäßig Sträflinge kommen läßt.

Eine wahre Musteranstalt für Ausbeutung der Arbeiter ist die Schweidnitzer Bleieci. Eine 16 bis 18 stündige Arbeitszeit gehört dort zur Tagesordnung. Um nun den Arbeitern den weiten Weg zur Arbeitsstätte, d. h. sich selbst den Ausbeutungsverlust, zu sparen, läßt der Besitzer Wohnungen, richtig gesagt Ställe einrichten. Einen Stroh giebt's nicht, die Erde wurde einfach festgestampft. In der Mitte der Decke bildet ein hervorstechender Balken den Kleiderbehälter, an den beiden Seiten dieses Balkens werden die Kleider aufgehängt und theilen dann so den Stall — nicht doch, das „Arbeiterheim“. Rechts und links stehen je zwei Betten von roh zusammengefügten Brettern mit Strohhalm und ein paar Decken ausgefüllt, und hier soll der Arbeiter nach 16 stündiger rastloser Thätigkeit seinen Körper anruhen zu neuer Thätigkeit, inmitten der aus der Erde und den getragenen Arbeitsleistungsfähigen ausströmenden gesundheitschädlichen Dünste. Nun, den armen Jägern ist auch der Stempel der Noth und Entbehrung aufgedrückt: Bleich, abgemagert, frühzeitig gealtert, so manchen sie einem frühen Tod entgegen, ein trauriges Bild von der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Arbeiter, aufgewacht, erkämpft sich ein besseres Talcin! Laßt eure Brüder, welche schon in diesem Kampf wirken, nicht isolirt dastehen! Wenn wir alle, Mann für Mann, kämpfen, dann wird es ein Leichtes sein, unser Ziel zu erringen.

Wie bekannt, haben die Brauereibesitzer Fabrikanen ihre Formen, welche ihr Arbeitsnachweis-Büreau nicht aufgeben wollten, förmlich entlassen. Die Herren wandten sich an die drei höchsten Gewererechts-Berger, Arbeiter für sie zu übernehmen, was ihnen auch zugesagt wurde. Darauf traten die drei Formen hier zusammen und schloßen den Beschluß, ihre Arbeitgeber aufzufordern, das zu unterlassen, sie bezeichneten es als unethisch, ihre Kollegen im Kampf gegen die ungeredeten Forderungen der Fabrikanen im Stich zu lassen. Ihre Begehren wurde auch von zwei Prinzipalen anerkannt. Die Direktion

der Friedrich'schen Metallwerke aber entließ als Antwort ihre Forme ebenfalls und so ist die Zahl der Angehörigen noch vermehrt. Es ist wohl Ehrenpflicht eines jeden Formers, diese Stätte bis auf Weiteres zu meiden.

Am Sonntag, den 15. Januar, wurde unser bewährter Mitkämpfer Genosse Albert Salzmann, Gelbfieber, unter großer Beteiligung der letzten Arbeiterklasse geleitet. Man konnte an dem langen, ernten, circa 800 bis 1000 Personen zählenden Zug sehen, daß Wolfenbüttel einen herben Verlust erlitten. Seit langen Jahren einer der Größten in unseren Reihen war der Verstorbenen ununterbrochen thätig für die Ausbreitung unserer Prinzipien. Seine ganze Kraft widmete er unserer Partei; dafür haben ihn auch unsere Gegner geduldet, wo es nur irgend ging. Endlich unterlag auch er. Entbehrungen und seine unermüdbare Thätigkeit untergruben seine Gesundheit, und er starb noch nicht 58 Jahre alt im Dienste der Arbeiterklasse. Ehre seinem Andenken!

Die Arbeiter haben aber auch durch ihre zahlreiche Beteiligung gezeigt, daß sie ihre Töchter zu ehren verstehen, denn Wolfenbüttel hat ein solches Begräbnis noch nicht gesehen. Die übliche Polizei erwiderte dem Begräbnis selbstverständlich ihre liebevolle Fürsorge, indem sie ihre sämtlichen Mannschaften dahin abordnete unter Leitung des Polizeiwachmeisters Rißhake, der denn auch, als ein prächtiger Vorbereiter mit rother Seife und der Jubelstimmung, dem Kämpfer für Freiheit und Recht im Namen der Wolfenbüttler Sozialdemokratie mit einigen Widmungsworten am Grabe niedergelegt wurde, das Reden verbot und so den Staat rettete. Nun, der Herr ist noch jung und kennt die Gesetze schlecht, deshalb ließen sich die Parteigenossen wenig stören, und es wurden Kränze aus Braunschw. u. Schübingen, Helmsledt und Hergheim mit entsprechenden Widmungen niedergelegt. Auch die angehörigen Formere Braunschw. u. Schübingen brachten ihren früheren Mitarbeiter einen Kranz, dann ebenso verschiedene Vereine von Wolfenbüttel. Wir aber werden unseren verstorbenen Genossen dadurch ehren, daß wir uns unermüdblich das Ziel zu erreichen suchen, für welches er kämpfte, das er aber nicht mehr verwirklicht haben sollte. Darum Arbeiter, rufen wir Euch zu: Tretet ein für die Ausbreitung unserer Prinzipien, das wahre Heil für uns liegt in der Verwirklichung der Forderungen der Sozialdemokratie. Darum auf Mann für Mann, zum Kampf und zum endlichen Sieg!

Hoch lebe die Sozialdemokratie.

Die Roten.

Proletarier-Lied.*)

Mel.: „Kaiserblume“

Unserer Lieb und unsern
Freiheit, Wahrheit, gleiches Recht!
Weiß für unsern eignen Dasein
Unausgänglich nötig ist.
Doch wir sind mit Illusionen
An die Arbeit festgeschraubt!

Woh! man uns die gold'ne Freiheit
Und das gleiche Recht geraubt. :~:

Täglich Abzug, immer runter
Wird der larme Lohn gedrückt.
Schling' gleich eine Wunde drunter
In demselben Augenblick.
Soll einem da das Blut nicht starren,
In den Adern stille stehn;

Wenn man sieht wie heut' die Reichen
Mit dem armen Mann umgeh'n. :~:

Doch was kann die Wahrheit nützen,
Die so traurig für uns klingt,
Das Besinnen und Bedauern
Und ja nicht zum Ziele bringt.
Handeln heißt ja uns're Lösung
Herbeizug'n auch alleinamt;

Dem des Menschen Wohl und Wehe
Kuh! fast stets in seiner Hand. :~:

Darum Kämpfe, rote Fahne,
Rother Adler flieg' voran,
Und entflam' der Menschheit Herzen
Dass sie kämpfen für die Freiheit
Werdet ab das Sklavendoch;
Fort mit allem Jam' und Hass:
Hurrah! Freiheit lebe hoch! :~:

*) In den preussischen Schulen und Kasernen ward und wird den Kindern ein Lied zur Verherrlichung Wilhelm I. eingewandt, das den Tagesdichter D. Wulff zum Verfasser hat und dessen Geist und zugleich Geistlosigkeit bereits durch die Einleitungsstrophen:

Unser Kaiser liebt die Blumen,
Denn er hat ein zart Gemüth,
zur Genüge charakterisirt wird. Will man noch eine zweite Probe, so mag folgender Vers als Beweis dafür dienen, wach vorstehenden Wulffian der Servilismus hervorzuheben und zu ertragen vermag:

Nicht umsonst hat der Franzose
Angereizt des Kaisers Zorn,
Denn Geld Kolosse war die Blume,
Die die Reiche nahm auf's Korn.
Welch' sinniges Wortspiel! Blume — Korn, da haben wir die Kornblume, die der „echte Preuße“ in's Strohpfloch zu stecken nie vergißt, denn dies Blümen

Ist ihm der höchste Orden
Weiß's des Kaisers Lieblich ist.
Nun, wir wollen nicht bestreiten, daß der alte Wilhelm eines guten „Kornes“ rechte Blume stets zu würdigen gewußt hat. Es war das Schlimmste nicht, was man ihm nachsagen kann.

Die deutschen Arbeiter aber, die das „zarte Gemüth“ des Kornblumen-Kaisers in Form des schändlichsten aller Ausnahmestückes gründlich kennen zu lernen Gelegenheit hatten, stellten dem Kornblumen-Liede das obige „Proletarier-Lied“ gegenüber, das allerdings der Glatte der Form entbehrt, aber den Gegenstand zwischen derer Süßholzspeise und dem unthätigen Geist ungeschorenen Rebellenhohes in wohlwollender Weise zum Ausdruck bringt. Wie aus der Nr. 1 unseres Blattes veröffentlichten Korrespondenz aus Magdeburg hervorgeht, hielt der dortige Staatsanwalt das Lied für so „gefährlich“, daß er seinetwegen Verhandlung hinter verschlossenen Thüren beantragte, und die Richter pfändeten ihm gehorsam zu Grund genugsamen Theil dazu beizutragen, dem Lied die weiteste Verbreitung zu sichern.

Zur Beachtung.

Unterzeichnetes Komitee legt hiemit alle answärtigen Vereine und Freunde in Kenntniß, daß der Tag der Einweihung des Denkmals unseres unvergänglichen Kämpfers und Genossen Joh. Ph. Becker erfolgt am 17. März d. J. festgesetzt ist.

Wir eruchen die Genossen von nah und fern, durch möglichst zahlreiches Erscheinen zum Gelingen der Feier beizutragen, da die feierliche Einweihung des Denkmals selbstverständlich nur der Sache dienen soll, die unser Genosse vertrat, der Emanzipation der Arbeiterklasse. Unsererseits wird nichts verabläumt werden, die Feier dieses Zweckes würdig zu gestalten, sowie wir auch, soweit in unsern Kräften liegt, für die entsprechende Aufnahme der answärtigen Genossen Sorge tragen werden. Alles Weitere wird den Vereinen und Freunden noch bekannt gegeben werden.

Zum Schlusse eruchen wir alle Vereine und Freunde, besonders die im Auslande befindlichen, denen feinerzeit Subscriptionslisten und Zugschriften zugegangen, dieselben bis spätestens 1. März an den Kassierer

des Zentralkomitees Georg Jakob, rue Rotisserie 9, Genf, einzusenden. (Wir eruchen noch insbesondere die Genossen im Auslande, obige Frist zu beachten.)

Wir hegen die Hoffnung, daß sich die Genossen am 17. März zahlreich einfinden werden und schließlich mit dem Rufe: Es lebe die Emanzipation der Arbeiterklasse!

Mit sozialdemokratischem Gruß
Die Kommission des Becker-Denkmal's.
Das Zentralkomitee.

Ossip Zetkin †

Ein treuer, uneigennütiger und unermüdblicher Kämpfer für die Befreiung der Unterdrückten aller Länder ist aus dem Leben geschieden. In der Nacht vom 29. auf den 30. Januar verstarb in Paris nach schwerem Leiden im Alter von 36 Jahren Ossip Zetkin, Sprachlehrer und Schriftsteller. Von Geburt Russe, war Zetkin ein Weltbürger im vollen Sinne des Wortes, der sein Vaterland nicht da suchte, wo es ihm gut gehen, sondern wo er für die Sache wirken konnte. Jede chauvinistische Ader war ihm fremd, und wenn er für die Befreiungsbewegung in irgend einem Lande eine besondere Vorliebe empfand, so war's für die deutsche Sozialdemokratie, in deren Mitte er lange Jahre gelebt und sich durch sein ruhiges, verständiges Auftreten, seine seltene Uneigennütigkeit viele Freunde erworben. Einer begüterten Familie in Südrussland entstammend, hatte der begabte Jüngling der Bewegung alles geopfert: Heimath, Familie, Vermögen, seine ganze Existenz. Als er Rußland verlassen mußte, wandte er sich nach Leipzig, dort seine Studien fortzusetzen. Aber sein Verkehr mit den thätigeren Genossen machte ihn der Polizei verdächtig und Ossip Zetkin gehörte zu den ersten Opfern des Leipziger Belagerungsstandes. Nach kurzem Verlaufe, eine andre Stätte seines Wirkens in Deutschland zu suchen, ging er nach Paris, und verlebte, durch Stundengehen und literarische Arbeiten sich ein Einkommen zu erkämpfen. Aber trotz seiner und seiner Frau — einer gleich begabten und gleich hingebenden Genossin, die er in Leipzig kennen gelernt — eifrigen Bemühungen gelang ihm dies nur in unzulänglichem Maße, er mußte das Elend des Größten schwer empfinden und schließlich unterlag er ihm. Ein schweres Rückenmarkleiden warf ihn vor 1 1/2 Jahren auf's Krankenlager, von dem er sich nicht mehr erholen sollte, bis ihn der Tod als Erlöser von seinen schweren Leiden befreite. Der „Sozialdemokrat“ verliert in Ossip Zetkin einen treuen Freund und Mitarbeiter — das Kampforgan der deutschen Arbeiter war das einzige Blatt, das er während der letzten Wochen, da er noch Bewußtsein hatte, noch las. Aber auch die „Wiener Gleichheit“, die „Neue Zeit“ und andere sozialistische Blätter zählten O. Zetkin zu ihren geschätzten Mitarbeitern.

Selbstlos wie nur wenige, bescheiden bis zum Aeußersten, wollte Zetkin nie mehr sein als ein einfacher Soldat in Reih und Glied der großen Befreiungsarmee, stets bereit, den Anforderungen des Kampfes zu entsprechen. Das Proletariat aller Länder schuldet ihm ein dankbares und ehrenvolles Andenken.

Warnung.

Der in Nr. 1 unter Magdeburg als Denuziant mehrerer Genossen gekennzeichnete

Schuhmacher Hermann Behrens, gegenwärtig in Veraburg (Anhalt) „beschäftigt“, wird hiemit der besonderen Aufmerksamkeit der Genossen allerwärts empfohlen.

Auf Wunsch hier nochmals sein Signalement an auffälligerer Stelle. Statur mittelgroß; Haare und Schnurbart blond; Nase stumpf; Mund gewöhnlich; Alter 34 Jahre. Behrens ist aus Cottbus gebürtig.

Aufforderung.

Der Markthelfer Dentschel, früher in Volkmarisdorf, zur Zeit in Oeringswalde (Wahlfeld Leiszig-Döbeln), wird hierdurch ersucht, alle seine Angelegenheiten in Volkmarisdorf schleunigst abzuwickeln, um weitere Unannehmlichkeiten zu verhüten.

Briefkasten

der Redaktion: Briefe x. eingetroffen aus: Bamsan, Dresden (Philos.), St. Gallen, Gelsenkirchen (Zülfänder), Genf, München, New-York („Ref.“ St. Verd wünscht Ihre Adresse), Paris (M. S.), Paris (L.), Ströbberg (M.-r).

der Expedition: = P. Wjln. Jg.: Nr. 225 Abn. 1. Du. erhalten. =

Hebe: Nr. v. 25. am 29/1. beznw. — Rückzahl: Sie nehmen die Sache tragischer als sie ist, am 29/1. da das Nähere. — Der alte Notiz: Wjln. folgt. Bei solchen Namen muß Einer forsungen „Gedankenleser“ sein, wenn er nicht falsch „verbessern“ soll. Wjln. am 30/1. mehr. — Einzel: Nr. 16 — in Gegenrechnung gutgebr. Weiteres I. Nr. vom 1/2. — Notiz Nr. III: Nr. v. 29/1. freuzen, am 1/2. Nr. v. 1. Du. u. Schrift. erb. Ertragtes Wjln. folgt. — Berliner Wjln: Flamberhanden; also Nr. 5 — v. Wjln. verwendet. — Wjln. Spiz: Nr. 3 — Ab. 1. Du. erb. — Weissenlofer: Nr. 3 — Ab. 4. Du. 88 erb. Sie sollten doch Welde nach wie vor fest im Auge behalten. Weiteres wird dds. benutzt. — Schönen: Nr. 5040 Ab. 4. Du. erb. u. Wjln. notirt. Was möglich ist, geschicht unterkelt stets. Wjln. Näheres. — Roms: Nr. 70 — s. Gto. erb. Adr. geordn. Ihr Erfolg freut uns doppelt. — G. H. Wjln.: Nr. 1760 Ab. pr. 89 u. Avis erb. — G. Wjln. Vaterin: Nr. 4 — Ab. 2. u. Wjln. erb. Klagen über Nr. 4. haben wir bis jetzt nie gehört. — Wjln. Eisenmurm: Nr. 56 — pr. Wjln. gutgebr. u. Nr. x. notirt. Betr. Derartigen wenden Sie sich am besten an einen unserer Abgeordneten. — J. P. Wjln.: Wjln. folgt pr. 3. — Wjln.: Von woher kommt das Gerücht? Wjln. folgt so rasch als thunlich. Wjln. mehr. — Wjln.: Thut nichts. Der damit; wenn komplett, desto besser. Ghebs sind das Beste. Wjln. u. Nr. notirt. Weiteres belorgt u. Wjln. — Clara: Adr. geordn. Betr. Recl. d. P. sind wir anderer Ansicht, worüber Wjln. — Brauner Wjln.: Nr. 2750 Ab. 4. Du. 88. 1. Du. 89 u. Schr. erb. Adr. geordn. Wjln. u. Weiteres nach Wjln. — Dittelfuß: Wjln. folgt u. Wjln. Weiteres. — G. R. New-York: Reklametes am 1/2. abgeg. Wjln. d. Wjln. folgt pr. 3. Verzögerung ist uns unentfärllich. — Rother Wjln.: Nr. 12 — Ab. 1. Du. erb. Adr. geordn. Warum sagen Sie nicht, was angekommen ist, bei dem „Windsturm“? (Schluß folgt.)

Einige Leipziger Genossen haben den gegenwärtigen Aufenthalt eines gewissen

Knieb, Schiffskapitän a. D., in thätigster Hilfe zu erfahren und bitten, Nachrichten an uns gelangen zu lassen.

Die Expedition des „Sozialdemokrat“.

Ein Zuschneider gesucht

für Männerkonfektion von der Cooperative Socialiste „Vooruit“ in Gent. Parteigenossen mit entsprechenden Referenzen, Kenntniß des Französischen, Flämischen (oder auch Plattdeutschen) wollen sich melden per Adresse:

Local „Vooruit“, Marché au fil in Gent (Belgien.)

Deutscher Verein „Eintracht“ Zürich.

Unser Vereinslokal befindet sich jetzt am Neumarkt 5, 1. Etage, 2/1 Der Vorstand.

Aufruf.

Der Uhrmacher Ernst Rudolf aus Dresden wird dringend gebeten, uns seine Adresse umgehend hierher zu melden, um ihm wichtige Mittheilungen in Familien-Angelegenheiten zugänglich machen zu können.

E. Bernstein & Co.
114 Kentish Town Road London N. W.

Schriften-Verzeichniß.

	fr.	sch.	fl.
Triumph of Order (Maffenerschießung der Kommunisten) Photograph. Cabinet	1	—	80
Die Raffellaise (Sou Casimir Dore) Pendant zu obigen	1	—	80
Aug. Geib, Lithogr.	—	50	—
Ph. Brack	—	50	—
Joh. Philipp Becker	—	25	—
Diverse Photographien, Bild. (Marx, Lassalle, Geib, Brack, Mayer, Weising, J. Ph. Becker, die gezeichneten russischen Märterer: Solowjew, der Wjlnolathenmörder, und die Bombenattentäter Sophia Perowskaja, Scheladow, Kossakoff, Scharanow und Genossen) a	—	25	—
Marx, gr. Cabinet, Photograph. (Original)	1	25	1
— do. Cabinet	—	40	—
— do. Holzschnitt	—	25	—
Die verurtheilten Chicagoer Arbeiterführer (Epief, Parsons und Genossen) Cabinet	—	50	—

4. Englische Schriften.

Avoling, Edward and Eleanor Marx, the labour movement in America	1	25	1
Bebel, A., Woman in the past, present and future Translated by H. B. Adams-Walther	6	50	5
Belfort-Bax, E., The Religion of Socialism, 1d.	6	25	5
Capitalism on Trial, 1 u. 2 a	—	25	—
Campbell, W. H. P., The Robbery of the Poor	1	50	1
Cook, Ch. H. W., The true Solution of the labour question	—	80	—
Deville, G., Genesis of Capital	—	10	—
Donai, A., Better times	—	30	—
Engels, Fr., The Condition of the working-class in England in 1844	6	25	5
— The Labour Movement in America	5	—	—
Fairman, F., Herbert Spencer on Socialism — Principles of Socialism made plain	1	25	1
Groulund, Laurence, The Co-operative Commonwealth	5	—	—
— do. The Co-operative Commonwealth; cheap edition	1	50	1
— Ca Ira! or Danton in the French Revolution	6	25	5
— Insufficiency of Henry George's Theory	—	30	—
— Socialism or Taxreform. An answer to H. George	—	50	—
George, Henry, Progress and Poverty, cloth	2	—	—
— Social Problems	1	50	1
Hyndman, H. M., Socialism and Slavery	—	75	—
— The Social Reconstruction of England	—	75	—
— The Coming Revolution in England	—	75	—
— The Historical Basis of Socialism in England — and William Morris, A Summary of the Principles of Socialism	11	25	9
Joyner, J. L., The Socialist Catechism	—	15	—
Lassalle, Ferd., The Working Man's Programme, translated by E. Peters	—	75	—
Marx, Karl, Capital, edited by F. Engels	13	—	10
— Wage-Labour and Capital, translated by J. L. Joyner	—	30	—
— and Fr. Engels, Manifest of the Communist Party	—	25	—
Sketchley, J., A Review of European Society Socialism and Anarchism	2	50	2
Sorge, F. A., Socialism and the Worker	—	25	—
— Socialism made plain	—	15	—
Weydemeyer, Otto, Extracts from „the Capital“ of Karl Marx	1	—	—

5. Französische Schriften.

Brissac, H., Vive la republique europeenne!	—	50	—
Deville, Gabriel, Le Capital de Karl Marx	3	—	—
— L'anarchisme	—	10	—
— Cours d'economie sociale. L'evolution du capital, cinq brochures: 1) genesé du capital; formation du proletariat; 2) coopération et manufacture; 3) le collectivisme et le machinisme; 4) le machinisme et grande industrie; 5) fin du capital	—	60	—
— Philosophie du Socialisme	—	25	—
Dormoy, Jean, Rapports et Résolutions des congrès ouvriers de 1876 à 1883	—	40	—
Engels, Fr., Socialisme utopique et socialisme scientifique	—	60	—
Guesde, Jules, Services publics et socialisme	—	30	—
— Le collectivisme au collège de France	—	20	—
— La loi des salaires et ses conséquences — et Paul Lafargue. Le programme du parti ouvrier, son histoire, ses considérations, ses articles	1	—	—
Lafargue, Paul, Le droit à la paresse	—	35	—
— Cours d'economie sociale. Le matérialisme économique de K. Marx, trois brochures: 1) L'Idéalisme et le Matérialisme dans l'histoire; 2) le Milieu naturel; théorie darwinienne; 3) le Milieu artificiel: théorie de la lutte des classes	—	30	—
— La religion du capital	—	25	—
Lassalle, F., capital et travail	2	—	—
Pottier, Eugène, Poésies d'Economie Sociale — Sonnets	—	10	—
Privat, J., Une voix du peuple	—	30	—
Septième congrès national du Parti ouvrier tenu à Roubaix	—	10	—
Schiffle, A. E., La quintessence du socialisme	1	50	1

So nicht anders angegeben, sind die in diesem Katalog verzeichneten Schriften broschürt. Lieferung erfolgt nur gegen Vorausbezahlung, oder gegen Postnachnahme. Wiederverkäufer erhalten Rabatt. Kleinere Beträge senden man am besten in Briefmarken jedes beliebigen Landes; größere in Papieracten (eingekleideten), oder per Postmandat, an unsere bekannten Adressen.